

Literaturbesprechung: Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute

Orth, Karin

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Orth, K. (2015). Literaturbesprechung: Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. [Rezension des Buches *Es gilt das gesprochene Wort: Oral History und Zeitgeschichte heute*, hrsg. von K. Andresen, L. Apel, & K. Heinsohn]. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 28(1-2), 281-283. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50994-4>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Literaturbesprechung

Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen: Wallstein Verlag 2015, 222 Seiten, 24,90 €.

Bei dem zu besprechenden Sammelband handelt es sich um eine Festschrift für Dorothee Wierling, die lange Zeit als stellvertretende Direktorin an der Hamburger Forschungsstelle für Zeitgeschichte tätig war. Er versammelt die Beiträge einer Tagung, welche die Forschungsstelle und die Körber-Stiftung im März 2015 zu Ehren ihres 65. Geburtstages veranstalteten, und beschäftigt sich mit der Oral History, einem Ansatz und Forschungsfeld, das Dorothee Wierling in den vergangenen Jahr(zehn)en durch theoretische und praktische Beiträge wesentlich vorangebracht hat. Dies bringt Axel Schildt in seinem, den Band abschließenden Aufsatz auf den Punkt, und dies spiegelt sich auch an ihrem Schriftenverzeichnis, das sich im Anhang des Bandes befindet. Insgesamt umfasst der Band zwölf Beiträge, die nahezu alle von ausgewiesenen Oral Historians stammen.

Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn, die den Band herausgegeben haben, stellen in ihrer Einleitung grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Oral History und (bundesdeutscher) Zeitgeschichte an und skizzieren dabei auch die Entwicklung der Oral History. In der Bundesrepublik begann diese Ende der 1970er Jahre, und zunächst stand die „mündlich erfragte Geschichte“ (Herwart Vorländer) ganz auf der Seite einer „Geschichte von unten“, wollte nicht selten den befragten „kleinen Leuten“ zur Emanzipation verhelfen und ging nicht zuletzt davon aus, dass der vergangene Alltag aus deren Gedächtnis gleichsam vorbehaltlos abgerufen werden könne, dass also das narrative Interview ein unmittelbares Schauen in die Vergangenheit ermögliche. Rund 35 Jahre später ist all dies revidiert und einem höchst anspruchsvollen Ansatz gewichen, zu dem viele Disziplinen das Ihre beigetragen haben und zu dem eine ausgefeilte Methodendiskussion, die kritische Reflexion der Einsatzbereiche und der Leistungsfähigkeit gehören. Zwar werden Interviews mit Zeitzeugen heutzutage in vielfältigen Kontexten geführt und für alle möglichen Intentionen benutzt, so etwa für das Fernsehen, wie Judith Keilbach in ihrem Beitrag über das Internetportal *Das Gedächtnis der Nation* zeigt, doch unterscheiden sich derartige Projekte grundsätzlich von Oral-History-Vorhaben im wissenschaftlichen Feld. Was dort heute State of the Art ist, zeigen die im Band versammelten Aufsätze. Vier übergreifende Merkmale sollen hier hervorgehoben werden.

Durch die Methodendiskussion der letzten Jahre ist inzwischen, so konstatiert Andrea Althaus zu recht, „hinlänglich bekannt, dass in lebensgeschichtlichen Interviews keine Erfahrungen oder gar Ereignisse ‚bezeugt‘ werden“ (25). Vielmehr steht jener Aspekt im Vordergrund, der, so Linde Apel, Oral History im Wesentlichen ausmacht: „der subjektive Versuch, im Rückblick Ereignisse zu ordnen, zu deuten und ihnen einen Sinn zu geben“ (59). Dies zeigt Andrea Althaus anhand der von ihr geführten narrativen Interviews, die entstanden sind im Rahmen ihrer kürzlich abgeschlossenen Dissertation zu Arbeitsmigrantinnen aus Österreich und Deutschland, die zwischen 1945 und 1965 in der Schweiz als Dienstmädchen und in der Gastronomie berufstätig waren. Sie illustriert an vier Beispielen, wie ein sozialer Aufstieg durch die Migration thematisiert wird, und legt durch ihre einfühlsame Rekonstruktion der lebensge-

schichtlichen Erzählung verschiedene, für das Individuum sinnstiftende Erzählweisen offen, die von der „bruchhaft“ gestalteten Lebensgeschichte [...] bis zur linearen, zielgerichteten Erzählung“ (41) reichen. Auch Knud Andresen geht es um die Wahrnehmung einer vergangenen Arbeitswelt durch die Akteure selbst. Befragt hat er Personen, die den Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft der 1970er und 1980er Jahre als Betriebsräte und hauptamtliche Funktionäre der Gewerkschaft erlebten. Während die Gewerkschaften gemeinhin als Verlierer des sozialen Wandlungsprozesses gelten, ergab die Analyse der Erzählmuster der Befragten, dass nicht etwa der soziale Abstieg, sondern „Themen von Aufstieg und Anerkennung eine zentrale Rolle“ spielten (93). Die Lebensgeschichte wird nicht als gescheiterte erzählt, sondern noch in der Schilderung vom Niedergang werden gemeinsame positive Erfahrungen, innovative Ideen und vor allem Handlungsfähigkeit betont (94). Kurzum: Die Interviewten „erzählen von sich nicht als Verlierer des Strukturwandels, sondern als dessen Gestalter für die Beschäftigten“ (95).

Oral Historians gehen zum zweiten davon aus, dass Erinnerung von gesellschaftlichen Diskursen geprägt wird, die eine Referenzfolie für die Interviewpartner darstellen und die heutzutage massenmedial vermittelt werden. So untersucht Lu Seegers, wie sich bestimmte Fernsehsendungen gleichsam in die Erinnerung einschreiben. Sie zeigt in den von ihr geführten und analysierten lebensgeschichtlichen Interviews mit Angehörigen der sogenannten Kriegskindergeneration, dass und wie einige der Befragten die massenmedialen Angeboten nutzen, nämlich „für biografische Sinnstiftungen und die Bebilderung ihrer Familiengeschichte“ (179). Aber auch das Fehlen von Deutungsmustern kann Spuren hinterlassen. So führt Linde Apel, die zahlreiche Gespräche mit Frauen und Männern geführt hat, die zwischen 1967 und 1977 in einer Hamburger Oberschule politisch engagiert waren, aus, dass die vormals an der Jungen Union orientierten Interviewpartner ihre Schülerzeit kürzer, weniger detailliert und weniger lebendig, auffällig „blasser“ (75) schilderten als diejenigen, die sich in „linken“ Schülerkreisen engagierten. Dies liegt, so kann der überraschende Befund erklärt werden, an den „fehlenden Deutungsangeboten, in die sie ihre Erzählung hätten einbetten können“ und weil „keine starken, medial unterstützten Gedächtnisgemeinschaften“ (77) wie für die „68er“ existieren. Mit wirkmächtigen Bildern sah sich auch Ines Langelüdecke in ihren Interviews konfrontiert, die sie im Rahmen ihrer Dissertation zur „Rückkehr der Adligen aufs Land“ mit Bewohnern des Dorfes Bandenow im südlichen Brandenburg führte. Sowohl die ost- wie die westdeutschen Interviewpartner kamen darin (fast) ausnahmslos auf die Staatssicherheit zu sprechen, und zwar ohne danach gefragt worden zu sein, häufig unvermittelt und kurioserweise nahezu alle etwa zeitgleich, rund 45 Minuten nach Gesprächsbeginn (129). Die Schilderung verdichtete sich jedoch nicht zu einem einheitlichen Erzählmuster, da offenbar noch „kein gemeinsamer Deutungsrahmen der DDR-Vergangenheit [existiert], in dem die Bandenower ihre individuellen Erfahrungen einordnen könnten“ (129). Staatliche Repression wird auch in vielen Oral-History-Projekten in den ostmittel- und osteuropäischen Ländern, von denen Julia Obertreis berichtet, in den Vordergrund gerückt. Hier wird also ein dominanter gesellschaftlicher Diskurs aufgegriffen, wobei dies meist von den Forschern ausgeht, aber auch von den Interviewpartnern unbewusst thematisiert werden kann, etwa wenn ältere Befragte mit Angst und Misstrauen auf das Mikrofon reagieren, da sie das Interview mit einer Verhörsituation assoziieren (102). Berichtet wird aber auch vom Alltag in der Diktatur und von Glückserfahrungen

gen. Freilich verweist dies ebenfalls auf den Deutungsrahmen, eben indem diese Schilderungen bewusst gegen den „Diskurs des Leidens“ gestellt werden (106). Interviews im Westen wie im Osten scheint aber gemeinsam zu sein, dass die Befragten bestrebt sind, „ihrer Lebensgeschichte im Interview Kontinuität zu verleihen und sich selbst als aktiv und selbstbestimmt sowie mit einer positiven Lebensleistung zu präsentieren“ (112).

Das dritte Thema, mit dem sich die Oral History immer wieder zu beschäftigen hat, ist die Frage nach der Rolle des Forschers, also nach den eigenen Konzepten, Vorgehensweisen und Begriffen, insbesondere aber nach dem Interaktionsprozess zwischen Wissenschaftler und Interviewpartner. Janine Schemmer reflektiert dies in ihrem Beitrag explizit (vgl. 45-50). Im Rahmen ihrer Dissertation zum Wandel der Hafendarbeit und der Arbeitskultur im Hamburger Hafen führte sie 25 Interviews mit ehemaligen Hafendarbeitern, die heute im Hamburger Hafensemuseum ehrenamtlich tätig sind. Sie macht zum einen deutlich, wie stark die Frage nach dem Wandel der Arbeit von ihren eigenen Vorannahmen geprägt war, dass zum anderen aber auch die Interviewpartner zum Teil sehr genaue Vorstellungen von einem Interview hatten, auf das sie sich etwa nur dann einließen, wenn die Interviewerin Expertenwissen unter Beweis stellen konnte. Annette Leo hält in ihrem Beitrag eine „sehr persönliche Rückschau“ auf die Oral History in der DDR (130), beschreibt ihre eigene Erfahrung mit Interviews, zunächst als Journalistin arbeitend, dann als Historikerin narrative Interviews führend. Oral Historians sind, so ihr Fazit, immer „selbst an der Produktion der Quellen beteiligt. Das subjektive Moment ist dabei so offensichtlich, dass es schwerlich geleugnet werden kann, es muss in die Analyse einbezogen werden“ (142). Malte Thiessen greift das Thema ebenfalls auf. Er berichtet über das große Oral-History-Projekt zum „Hamburger Feuersturm“, in dem 64 Zeitzeugen, welche die Bombardierung Hamburgs im Sommer 1943 erlebt haben, sowie deren Kinder und Enkel lebensgeschichtlich befragt wurden. Bei den Interviewern handelte es sich einerseits um Historiker der Hamburger Forschungsstelle (darunter Dorothee Wierling, Linde Apel und er selbst) sowie andererseits um Psychoanalytiker und Psychologen des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Im Zentrum des Aufsatzes stehen jedoch nicht die Forschungsergebnisse, sondern Überlegungen zu den Potenzialen und Fallstricken der interdisziplinären Zusammenarbeit. Thiessen bilanziert, dass am Ende nicht etwa gemeinsamen Forschungskonzepte, Kategorien oder Begriffe standen. Vielmehr habe die angestrebte Interdisziplinarität letztendlich dazu geführt, dass die Fachgrenzen „präziser kartiert“ werden konnten, dass somit der je eigene Standort (des Faches, des Forschers) sehr viel genauer habe bestimmt werden können (160).

Der vorliegende Band besteht also zum Glück nicht aus einer Sammlung von Aufsätzen über abgeschlossene oder geplante Oral-History-Projekte, sondern zeigt auf anregende Weise, was der Ansatz leisten kann und worin seine Potenziale liegen. Dorothee Wierling wird sich über dieses Geburtstagsgeschenk sicherlich und zu Recht gefreut haben.

Karin Orth